

Rosen, trotz allem

Josephine Rowe wuchs in Australien auf. Als Writer in Residence in Zürich hat sie sich auf Spurensuche nach ihren Schweizer Vorfahren begeben – und auf eine Zeitreise.

Text:
Josephine Rowe
Foto:
Simon Gross

Bis ich die Einladung erhielt, wäre mir nicht eingefallen, in die Schweiz zu reisen, nicht im Traum. Obwohl der mütterliche Zweig meiner Familie aus der Schweiz ausgewandert war und obwohl meine Mutter, die zur Selbstmythologisierung neigte, immer wieder mal wehmütig, auch ein bisschen hochtrabend, auf unser Schweizer Erbe anspielte, vielmehr: auf unser Deutschschweizer Erbe (weil gute Mythologie nicht ohne heilige Details auskommt).

Ich kann nicht sagen, inwieweit die Schweiz-Beschwörungen ein privates Bedürfnis meiner Mutter befriedigten oder ob sie mehr uns galten: Verzierungen mit dem Zweck, uninteressierte Kinder bei der Stange zu halten. Vielleicht waren sie auch einfach Selbstvergewisserung einer isolierten Mutter, die sich aus nie thematisierten Gründen mit ihren Eltern und Geschwistern überworfen hatte und ihre Kinder hauptsächlich allein aufzog, dabei eine Reihe von Trailerparcs und Sozialunterkünften durchlief, wo nichts auf Dauer angelegt war. Irgendwo waren Wurzeln, tiefe Wurzeln, war eine ureigene und unumstössliche Zugehörigkeit zu einem Ort.

Unterdessen züchtete sie Rosen, auf kommunalem Boden: eine gelbe, zitronig duftende Art und eine alte australische Sorte in Rosa, die ihren Namen trägt. Ich habe immer Bewunderung empfunden, wenn jemand auf gemietetem Grund etwas anpflanzt, was das Mietverhältnis mit Sicherheit überdauern wird. Erst jetzt, da ich dies schreibe, begreife ich, dass auch meine Mutter zu dieser Spezies gehört hat. Lange ist mir diese Besonderheit entgangen: dass sie eine war, die Rosen züchtete, trotz allem.

Sie starb jung, wie schon ihre Mutter jung gestorben war, wie meine vier Schwestern und ich junges Sterben immerhin für möglich halten. Sie hat Australien nie verlassen, und ihr engster Kontakt mit der Schweiz war die Zigarettenmarke St. Moritz Menthol, die sie als junge Frau rauchte. Einmal, fällt mir jetzt wieder ein, hing in unserem Hausflur ein Werbeplakat für diese Zigaretten an der Wand: darauf eine blauäugige Blondine, (natürlich) in pelzverbrämtem Skianzug vor der unvermeidlichen Alpenkulisse à la Cardinaux.

Einige Wochen nach Beginn meines Zürich-Aufenthalts schickt meine ältere Schwester Vanessa ein Instagram-Bild von einer Schwarz-Weiss-Kopie einer Fotografie: ein Haus im Bündner Dörfchen Pignia. Das Bild, stark gekörnt, zeigt das Haus von vorn, die Fassade drei Fenster hoch und drei Fenster breit, im Giebel eine kreisrunde Öffnung. Hier wurde unser Urgrossvater geboren.

Meine Schwester hat noch weitere Dokumente abfotografiert: eine australische Einbürgerungsurkunde, die Passagierliste eines Schiffs, die Zeichnung eines Wappens, den maschinengeschriebenen Brief eines Genealogen in Bendigo im Bundesstaat Victoria mit dem Auszug

aus einem Adressverzeichnis aus dem frühen 20. Jahrhundert, in dem ein gewisser Bartholomew Andrea, Holzhändler, geboren in Pignia im Jahr 1851, aufgeführt ist.

Pignia hat heute rund 120 Einwohner. Sollte das Haus, überlege ich, noch stehen, was angesichts des Schweizer Widerwillens gegen Abrissbirnen nicht unwahrscheinlich ist, dürfte es leicht zu finden sein.

Ein Zeitsprunggefühl erfasst mich, als meine Freundin Rebecca, die uns mit ihrem Mini kutschiert, von der A13 abbiegt. Das Haus auf dem Foto ist im Handumdrehen gefunden: drei Fenster hoch und drei breit, das Datum der Renovierung steht unter der runden Giebelöffnung. Die Fensterläden sind offen, die Vorhänge aber zugezogen. Ich fühle mich nicht kühn genug, um die gegenwärtigen Bewohner zu stören. Kleinlaut begnügen wir uns mit der Option Beweisfoto, als ein Mann, der nebenan in einem Schuppen werkelt, uns freundlich zuwinkt und wir uns zu einer Erklärung genötigt fühlen. Heisst: Rebecca erklärt für uns beide, denn ich spreche sehr wenig Deutsch und noch weniger Schweizerdeutsch (und null Rumantsch). Aber ich verstehe immerhin genug, dass ich mich einklinke, als der Mann, Roland, meinen Namen wissen will und Rebecca den Nachnamen meines Vaters nennt. Andrea, sage ich. Der Mädchenname meiner Mutter war Andrea.

Das Aufleuchten seiner Augen muss nicht übersetzt werden. Er ist mit meiner Cousine verheiratet, genauer: mit meiner Cousine zweiten Grades – Cou-Cousine nennen sie es hier. Zurzeit ist das Haus unbewohnt, aber Roland schaut nach dem Rechten. Der Schlüssel, mit dem er zurückkommt, ist gewaltig und verziert wie ein Bühnenrequisit. Das Haus hat sich nicht verändert. Wir treten ein und sehen, wo unter dem Dach mein Urgrossvater geboren wurde und aufgewachsen war. Das Wohnzimmer ist holzgetäfelt. Die Decke ebenfalls, mit geschnitzten quadratischen Platten; alles original und so niedrig, dass ich die flache Hand abstützen kann.

Als wir das Andrea-Haus – so heisst es immer noch; unabhängig von den derzeitigen Bewohnern, falls es überhaupt welche gibt, ist es das Andrea-Haus – wieder verlassen, steigt aus einem Taxi eine andere Cou-Cousine, Maria, die im Haus gegenüber wohnt.

Maria trägt regenbogenbunte Socken und das Haar in zwei langen dunklen Zöpfen und ansonsten leichte Sportbekleidung, denn sie kommt gerade von der Physiotherapie, der sie sich unterzieht, um die Auswirkungen von MS zu lindern. Sie strahlt eine herzliche Tapferkeit aus, eine Erdverbundenheit, der die zwei Wanderstöcke, mit denen sie geht, keinen Abbruch tun. Die Kälte scheint ihr nichts anzuhaben. Sie war zwölf Mal in Australien, zuletzt 2016. Wie schade, sagt sie. Hätte ich nur gewusst, dass es dort noch mehr Verwandte zu besuchen gibt.

Pignia: Was habe ich erwartet? Dass der Geruch in der Luft oder der Blick auf die Hügel von einem bestimmten oberen Fenster aus oder der längst verwehte, doch in



Writers in Residence

Die Stiftung zur Erhaltung von preisgünstigen Wohn- und Gewerberäumen der Stadt Zürich (PWG) und das Literaturhaus Zürich laden jeweils für ein halbes Jahr Literaturschaffende aus dem Ausland ein. Die Writers in Residence können sich in einem anregenden Umfeld ihrer Schreibarbeit widmen und verfassen einen Text, den Hochparterre publiziert. Die Stiftung PWG stellt eine möblierte Wohnung an zentraler Lage zur Verfügung, das Literaturhaus ist für die Auswahl und die Betreuung der Gäste verantwortlich. Stadt und Kanton unterstützen das Projekt. www.writers-in-residence.ch



Josephine Rowe

Josephine Rowe, geboren 1984 in Rockhampton, Queensland, Australien, schreibt Belletristik, Gedichte und Essays. Sie ist Stipendiatin mehrerer literarischer US-Förderinstitutionen und wurde 2017 und 2020 vom «Sydney Morning Herald» als beste junge australische Romanautorin ausgezeichnet. Ihr Debütroman «A Loving, Faithful Animal» wurde für den renommierten Miles Franklin Literary Award nominiert und von der «New York Times» als Editors' Choice ausgewählt. Das Werk erschien 2019 unter dem Titel «Ein liebendes, treues Tier» in deutscher Sprache. Im Jahr 2022 war Josephine Rowe Writer in Residence in Zürich. Derzeit arbeitet sie an einem neuen Roman.

die holzgetäfelte Decke eingedrungene und immer noch wahrnehmbare Rauch ein tiefsitzendes Erkennen wachrufen könnte, einen geisterhaften Faden, eine Spur ererbter Erinnerung? Nein. Derlei fiele eher in die Fabel meiner Mutter. Zwar sehe ich mich als romantische, von erblichem Aberglauben beseelte Person, doch es hat Grenzen.

Was die Erfahrung stattdessen auslöste, war unterschwelliger. Erst latent, während der zwanzig Minuten, die ich durch die Zimmer des 400-jährigen Hauses schlenderte, in dem mein Urgrossvater geboren wurde und von wo aus er nach Australien aufbrach. Als das Andrea-Haus in Pignia errichtet wurde, war Australien noch nicht kolonisiert. Als Bartholome geboren wurde, 1851, war die weisse Besiedlung von Naarm, dem heutigen Melbourne, erst ein paar Jahrzehnte alt. Als er 1871 von Graubünden nach Victoria auswanderte, waren die indigenen Landbesitzer – die Angehörigen der Kulin-Nation, die Zehntausende Jahre lang die Gegend bewohnt und bewirtschaftet hatten – schon weitgehend enteignet und mit Gewalt von ihrem Land vertrieben worden.

Bartholome(w) Andrea jedoch, ein 19-jähriger Holzfäller aus Graubünden, war ermutigt, sich hier niederzulassen. Ein Holzarbeiter aus den Schweizer Bergen: Das passt in die Fabel, die sich das koloniale Australien erzählte (und erzählt). Mit beunruhigender, schwindelerregender Wucht fährt es in mich ein: dass ein grosser Teil dieser Enteignung und Ausradierung innerhalb der Zeit erfolgte, in der ein paar Generationen unter der geschnitzten Deckentäfelung in dem weissen dreigeschossigen Bauernhaus in Pignia lebten.

Als Rebecca und ich zum zweiten Mal nach Pignia fahren, gehen wir auf Marias Einladung hin. Maria erwartet uns an einem Tisch im einzigen Restaurant des Ortes, zusammen mit ihrem Neffen Kurt (auf einigen der von meiner Schwester geschickten Fotos ist er als Kind zu sehen) und ihrer lebenslangen Freundin Edie, die sich das Jahr – jedes Jahr – zwischen Pignia und Kalifornien aufteilt. Zwischen unseren Kaffeetassen entfaltet Maria ein A3-Blatt mit handgezeichnetem Stammbaum. Für mich der erste, der von meiner unmittelbaren Familie handelt, von mir.

An der Baumwurzel Bartholome – der 1871 an Bord der «Somertshire» nach Australien segelte – und seine drei Geschwister. Zwei wanderten aus, zwei blieben. Über Ernst und Menga und Minnie folge ich den Verzweigungen bis zum Namen Larrarine. Da ist Mum, sage ich und lege die Fingerspitze auf ihren Namen. Da, schau, da ist Mum, wiederholt Edie mit einem Staunen, das auch meins zulässt. Es ist ein tiefer und jäher Ansturm, der mit der Wucht von vielerlei daherkommt, hauptsächlich aber Zeit: so viele Jahre ohne sie, fast ein Vierteljahrhundert.

Den Namen meiner Mutter sehe ich selten, ich begegne auch nicht seiner ungewöhnlichen Schreibung, ausser wenn ich meine Geburtsurkunde vorlege. Der Eindruck, den er jetzt auf mich macht, ist erschreckend, ungeheuer stark, er bringt sie mir lebendig, verwirrend nahe: wie sie ihr Haar frisiert, fedrig blond vor dem Krebs, und wie ihre Schultern beben, wenn sie lacht, lautlos, und wenn sie sich vor Lachen ausschüttet. Ihre Hände (die meine Hände sind) grünfleckig vom Kupferschmuck, den sie zur Linderung ihrer Arthritis trägt. Ihre liebliche, hohe Singstimme, und wie sie lächelt, wenn sie eine Kamera auf sich gerichtet sieht, egal, von wem – dieses Lächeln verriet nichts von den tiefen Verlusten ihres Lebens. So offen lächeln kann ich fast nie, ausser in unbeobachteten Augenblicken, bevor ich mir einer Kamera bewusst bin oder wenn ich jemanden ansehe, zu dem ich tiefes Vertrauen gefasst habe. Mit der Fingerspitze auf ihrem Namen fühle ich mich wie die Abgesandte meiner Mutter.

Die Fotografie ist ein Artefakt; sie hält fest, was geschehen ist. Was ausserhalb des Fotos liegt, geht weiter. Daher fotografiere ich nicht die Berge, als ich am selben Abend mit Rebecca von Pignia nach Davos fahre. Obwohl ich es könnte, auf Film und ohne Blitzlicht. Der Vollmond – Frostmond, Bibermond – hängt kolossal über dem undurchstochenen Mantel aus frischem Schnee, und das Spiel des Lichts zwischen ihnen zeichnet die Nacht polychrom. Ich könnte es tun – und ein Film sähe es wahrheitsgetreuer, glaube ich, als jede digitale Aufnahme –, aber es ist mir zu riskant; ich will es nicht kleinmachen. Und auch Maria habe ich nicht fotografiert, vorhin, als sie mir im Restaurant gegenüber sass. ●